

Eröffnungs-Gottesdienst der Interkulturellen Woche Niedersachsen 2019, St. Lamberti-Kirche Oldenburg

Predigt zu Lukas 18,1-8 – Bischof Thomas Adomeit

Die Bibel erzählt uns die Geschichte einer Witwe, sie lebte in einer Stadt. Sie war allein auf sich gestellt seit dem Tod Ihres Mannes. Und sie war in großer Not. Jedenfalls vermittelt uns dies das Gleichnis, das Jesus uns erzählt.

Sie, die Witwe, muss es satt gehabt haben, auf die Almosen der Familie angewiesen zu sein. Dabei hatte sie doch das Recht auf ihrer Seite. Wer konnte ihr nun helfen?

Sie sucht nach einem Weg, einem Ausweg aus ihrer Not, sie sucht nach einer Brücke zum Leben, nach einer Brücke in das Leben.

Und sie ist mutig, sie bleibt hartnäckig, sie geht mit ihrem Anliegen anderen gehörig auf die Nerven. Vor allem dem Richter, der in derselben Stadt lebte.

Ja, liebe Gemeinde, sie können einem auf die Nerven gehen. Die Witwen und Waisen damaliger Zeit genauso wie die Bittenden und Rufenden unserer Tage. Sehr richtig spiegeln die Worte des Richters im Gleichnis vielleicht manchmal unsere eigenen Gefühle und Spannungen wider. Die Witwe bringt unseren bequemen Alltag durcheinander, das stört.

Und so lässt Jesus den Richter passend zu dieser Gefühlslage sagen: Auch wenn mir keiner Befehle zu geben hat, weder Gott noch Mensch, so will ich mich der Sache der Witwe doch annehmen. Ich werde ihr zum Recht verhelfen, denn sonst – stellt Euch das vor (!) – kommt sie noch und schlägt mir ins Gesicht.

Von einer Frau ins Gesicht geschlagen zu werden ist im orientalen Verständnis eine unglaubliche Schmach. Und zwar für den Geschlagenen! Denn mehr hat die Witwe nicht, um ihrer Not Ausdruck zu verleihen. Ein Schlag ins Gesicht, in aller Öffentlichkeit, war die mutigste, gefährlichste Handlung, um der ganzen Hilflosigkeit eines Menschenlebens Ausdruck zu verleihen.

Das wussten damals alle, das wusste auch der Richter. Und noch eines ahnten, ja wussten sie: Ohne Grund hätte niemand sich zu dieser Aktion getraut. Nur eine ausweglose Situation führt zum Bruch jeglichen normalen, anständigen Verhaltens.

Ja, liebe Gemeinde, sie gehen einem auf die Nerven. Die Witwen und Waisen damaliger Zeit genauso wie die Bittenden und Rufenden unserer Tage. Denn: Sie stören unsere Gewohnheiten und unser so wohl eingerichtetes Leben.

Wie verzweifelt müssen Menschen sein, die sich in völlig seeuntüchtige Schlauchboote drängen, die tagelang in dunklen Containern der Schiffe und LKWs ausharren oder verzweifelt über mit Nato-Draht gespitze Zäune klettern und sich dabei die Arme blutig schlagen.

Die Witwe hatte einen guten Grund, ihre Sache vor den Richter zu bringen. So wie all die Fliehenden unserer Tage einen Grund haben. Und dieser Grund besteht aus nur einem kleinen, und doch so gewaltigen Wort: Leben.

Leben ohne Angst vor Bomben, vor marodierenden Clans mit ihren Waffen, mit ihrem Hass. Menschen wollen ihre Angehörigen, ihre Frauen und Kinder in Sicherheit bringen. All das über die Jahre gesparte wird dazu verwandt. Ein Schlepper, ein Sitz in einem Boot, das Führen über unwegsames Gelände in die Freiheit – kosten Geld. Viel Geld.

Ja, auch ich bin wütend auf die Flüchtlingsgewinnler, auf die, die das Elend für eigene Zwecke brutal ausnutzen. Ja, ich bin dafür, diesen Ausbeutern das Handwerk zu legen.

Ich sehe aber auch drei weitere Dinge:

Ich sehe zum einen die Not, die Angst. Ich sehe die Hände, die uns bitten und nach uns greifen. Tun wir etwas, weil es der Wille Gottes ist. Schon im Alten Testament wird uns gesagt: „Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst...“ (Lev 19, 33f).

Und mag der eine oder die andere sich wundern darüber, dass die Evangelische Kirche in Deutschland ein Schiff zur Rettung von Geflohenen mitfinanziert, ihm oder

ihr sei freundlich gesagt: Jedes Leben ist unendlich wertvoll. Jedes gerettete Leben ist ein Gewinn für die Menschlichkeit.

Ich sehe zum zweiten, dass wir schon längst in einem Land leben, wo Menschen aus anderen Kulturen und Nationen mit uns leben. Friedlich und in hohem Maße integriert sind sie Teil unserer Gesellschaft. Ob aus Bulgarien, aus der Türkei, ob aus Spanien oder Zentralafrika: Wir leben in einem interkulturellen, vielfältigen und offenen Land. Die Debatte, ob Deutschland ein Einwanderungsland sei, können wir uns getrost schenken. Wir sind es längst. Deshalb bleibt der Leitgedanke als Wirklichkeit und gleichermaßen als Aufgabe uns anvertraut und zugemutet: „Zusammen leben, zusammen wachsen.“ Deshalb dieser Gottesdienst, deshalb all die Aktionen rund um die interkulturelle Woche – Danke für all den Einsatz, um manches selbstverständliche sichtbar zu machen!

Ich sehe noch ein Drittes. Viele der Bittenden und Rufenden der vergangenen Jahre, viele der in den Jahren 2015 bis 2016 zu uns Geflohenen haben Arbeit und Auskommen gefunden. Manch Handwerksmeister möchte Jussuf aus Afghanistan oder Maria aus Bulgarien nicht mehr missen. Und Lehome, der 17jährige aus dem Kongo, ist als Linksaußen in unserer heimatlichen Fußballmannschaft ein Geschenk. Engagierte Menschen, die zu uns kommen, tun uns gut. Wirtschaftlich, kulturell und als Menschen voller Herz und Sehnsucht. Viele haben sich eingebracht, die schwere deutsche Sprache erlernt und sind im Paketdienst, als Angestellte der Bahn, als Ärzte, in Firmen jeglicher Art, als Busfahrer und Erzieherin angekommen. Sie sind als Nachbarn, Freunde, Hausgenossen, Kolleginnen auch Teil unseres Lebens geworden. Schauen Sie sich doch einmal um in ihrem Leben.

Was ist Gottes Wille für seine Schöpfung? Was ist Gottes Gesetz? Sind es die Zehn Gebote? Ist es das „Gehet hin und machet zu Jüngern“? Oder der Satz Jesu: „Folge mir nach?“ Oder: „Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer sein“? Es ist, denke ich, das Ermöglichen von Gemeinschaft, das diese Gesetze umfasst.

Rabbi Hillel wurde von einem Nichtjuden gefragt, was denn der Sinn der Tora sei. Und er solle ihm das erklären, während er auf einem Bein stehen könnte, also in Kurfassung. Darauf Hillel: „Was dir nicht lieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Das ist das ganze Gesetz Gottes, alles andere ist Kommentar. Nun gehe hin und lerne.“ Oder positiv formuliert im Doppelgebot der Liebe: „Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft. Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Dieses Leitbild ist uns gut vertraut. Es ist der Dienst am Nächsten, motiviert aus der Liebe Gottes, der Gottes Willen erdet und uns alle miteinander verbindet. Eine Gesellschaft ohne Barmherzigkeit und Hilfsbereitschaft verliert das Gewebe, das sie zusammenhält.

Und es mischen sich auch andere ein, um für die Zukunft der Welt zu streiten: „Fridays for Future“ am gestrigen Weltkindertag. Mehr als 100.000 Jugendliche und Erwachsene haben in Niedersachsen und Bremen für den Klimaschutz demonstriert. Oder: Das Eintreten für den Frieden in unserem Land nach fast 75 Jahren geschenktem Frieden ist nötiger als je zuvor. Oder: Der Erhalt von Grundrechten und Demokratie geschieht nicht von selbst. Wir sind als Bürgerinnen und Bürger immer wieder neu gefordert, uns dafür einzusetzen, in der Politik, in der Nachbarschaft, in der Kirche, in der Arbeitswelt, in der Freizeit.

Gut, dass es viele Initiativen gibt. Stärken wir uns gegenseitig, zeigen wir uns einander, um zu erreichen, dass die Ungerechtigkeiten und das Leid auf dieser Welt weniger werden.

Rabbi Hillel hatte noch einen Nachsatz gesprochen, der wichtig ist: Nun gehe hin und lerne. Nachfolge Jesu ist mehr als Tun. Allein mit der Goldenen Regel können nicht alle Fragen beantwortet werden. „Geh, lerne!“ macht deutlich: Ethisches Handeln und der Glaube sind miteinander verbunden, wie der Fluss mit der Quelle. „Gehet hin in alle Welt, taufet, lehret...“ heißt es dann auch im letzten Kapitel des Matthäusevangeliums.

Und so stehen diakonisches Handeln am Nächsten, die Bildungsarbeit, das seelsorgliche Handeln, die Gemeinschaft im Gottesdienst und das Hinausgehen zu den Menschen, um ihnen von der Liebe Gottes zu erzählen, in einem

unverbrüchlichen Miteinander. Wie der eine Leib und die vielen Glieder: Sie bilden ein Ganzes. Das alles macht seine eine Kirche aus.

Und der letzte Satz, der das Unfassbare mit einem kurzen Wort beschreiben kann, lautet: „Doch wenn der Menschensohn kommen wird, wird er dann Glauben finden auf Erden?“

Davon zu erzählen, diese befreiende Botschaft weiterzugeben, Glaube hilft, das ist unsere Aufgabe als Christinnen und Christen.

Wo Gott spricht, wo von ihm weitergesagt wird von Generation zu Generation! Wo Menschenkinder, die gute Nachricht, die sie in sich tragen, in alle Himmelsrichtungen ausbreiten nach Westen und Osten, Norden und Süden! Da ist Gott zu Hause!

Ja, liebe Gemeinde, sie können einem auf die Nerven gehen. Die Witwen und Waisen damaliger Zeit genauso wie die Bittenden und Rufenden unserer Tage. Und doch wollen sie doch nur das, was wir alle so selbstverständlich für uns beanspruchen: Leben. Leben ohne Angst vor Bomben, vor marodierenden Clans mit ihren Waffen, mit ihrem Hass.

Natürlich wissen wir, wie umstritten manches Handeln sein kann. Und manchen Gegenwind bei politischer Einmischung spüren wir. Aber sollen wir denn den Bittenden und Rufenden die Hilfe verweigern?

So halten wir heute inne und beginnen die 44. Interkulturelle Woche mit großem Gottvertrauen. Bald 5.000 Veranstaltungen an über 500 Orten im gesamten Bundesgebiet, gut, das so viele dabei sind.

Oder wie es Jesus mit unserem Predigtwort heute sagt: „Ich sage euch: Gott wird den Bittenden Recht schaffen in Kürze.“ Amen.